

Von Krüppeln und Behinderten

Krüppel gehen uns auf den Keks, vor allem dann, wenn es selten vorkommt, dass wir sie in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen. Beim Anblick eines Rollstuhls oder Blindenstocks sind Gefühlschwankungen vorprogrammiert. Zunächst dominieren Hilfsbereitschaft und Mitleid, dann Unsicherheit, denn man hat doch irgendwo gehört oder gelesen, dass gerade Letzteres das Letzte sei. In der Gefühlssuppe schwimmt auch jede Menge Erleichterung, schließlich ist er oder sie oder es, also der Krüppel oder die Krüppelin oder das Krüppeldivers, nicht wir, sondern der, die oder das Andere. Und dann gibt es noch die Angst, schließlich ist der Zustand des Krüppelseins genau eine Karambolage mit dem Auto, einen Sturz vom Fahrrad oder einen Fehltritt auf der Treppe von uns entfernt. Und was erwartet uns im Alter, wenn uns die Gnade des rechtzeitigen Todes verwehrt wird? Urinbeutel und künstlicher Darmausgang, Windeln und Rollstuhl und altersbedingte Blödheit, die dadurch, dass man sie Demenz nennt, nichts von ihrem Schrecken verliert. Nachdem er sich zum hundertsten Male vollgeschissen hat, ist die Würde eines Greises vielleicht schon deshalb unantastbar, weil sie nicht vorhanden ist. Was uns erwartet ist oft "*second childness, sans teeth, sans eyes, sans taste, sans every thing*". Die seltene Sichtung eines Krüppel verursacht also Unbehagen, das wiederum schlechtes Gewissen hervorbringt. Man ist ja schließlich ein Christ, ein Moslem, ein Humanist, auf jeden Fall ein guter Mensch wenn schon kein Gutmensch, und als ein solcher darf man so negativ gar nicht erst denken. Man tut aber gerade das und man beginnt sich zu fragen, ob man wirklich zu den Guten gehört. Diese Selbstzweifel gehen uns auf mächtig auf den Keks. Und wer verursacht diese Zweifel? Der Krüppel natürlich, allein schon durch seine Existenz. Je mehr er uns auf den Keks geht, desto schlechter wird unser Gewissen und desto mehr geht er uns auf den Keks und so weiter usque ad nauseam.

All das ist natürlich haushoch übertrieben, aber dennoch nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Das kann man relativ leicht daran erkennen, dass die Berichterstattung von den Olympischen Spielen bei mehr Menschen ankommt als die von den Paralympics. Immerhin: Mehr als 20 Millionen Fernsehzuschauer haben die Übertragungen der Paralympischen Spiele in Rio 2016 verfolgt. Bei den "echten" Olympischen Spielen schalteten 54,43 Millionen Menschen mindestens einmal die Sportsendungen oder die begleitenden Berichterstattungen im Ersten und im ZDF ein. Die Zahlen sind nur sehr bedingt vergleichbar, geben aber vermutlich doch ein richtiges Bild wieder. Wäre der Zuschauer lediglich an menschlich beeindruckenden sportlichen Leistungen interessiert, müssten sie völlig anders beschaffen sein, aber wie gesagt, Krüppel gehen einem ganz schön auf den Keks. Und wenn wir Sportler betrachten, dann träumen wir eben vom gesunden Geist im gesunden Körper und eben nicht vom nicht verkrüppelten Geist im verkrüppelten Körper - beide Vorstellungen sind selbstredend ziemlich daneben.

Die Paralympischen Spiele sind recht schizophren. Sie bringen einerseits die behinderten Menschen auch dem Rest der Menschheit in ihrer großartigen Leistungsfähigkeit näher. Andererseits beruhen sie auf dem Prinzip der Segregation (um nicht zu sagen Apartheid) und widersprechen so dem heute als Allheilmittel propagierten Prinzip der Inklusion, die zwar wie jede Medizin katastrophale Wirkungen zeitigt, wenn sie falsch dosiert am falschen Ort und zur falschen Zeit zum Einsatz kommt, die aber dennoch der beste Lösungsansatz dafür bietet, Gefühle wie oben geschildert zu deintensivieren und auf lange Sicht gesellschaftlich irrelevant zu machen. Wenn Behinderung einem allenthalben begegnet, verliert sie viel von ihrem Schrecken. Kennt man mehrere behinderte Menschen, steht irgendwann nicht mehr die Behinderung sondern der Mensch im Fokus, mit all seinen individuellen positiven wie negativen Eigenschaften. Ein behinderter Depp geht uns dann nicht mehr deshalb auf den Keks, weil er behindert ist, sondern deshalb, weil er ein Depp ist.

Im Krimi findet die Inklusion von körperlich Behinderten, und nur um die geht es in diesem Kapitel, gleich dreifach statt: es gibt behinderte Opfer, behinderte Täter und auch behinderte

Detektive, wobei sie in allen drei Kategorien (wenn auch aus unterschiedlichen Gründen) eine Minderheit bilden.

Mordopfer, die, wie man auf Englisch so schön sagt, "*had it coming*", sind in unzähligen Krimis zu finden. Sie sind für den Plot oft notwendig: Je fieser sie sind, desto mehr Menschen haben einen guten Grund, sie um die Ecke zu bringen. Ist die Zahl der Verdächtigen groß, so können zahlreiche falsche Fährten gelegt werden, die dem Leser es erschweren, gleich erfolgreich wie der Detektiv den wahren Täter zu ermitteln. Die Ungeheuerlichkeit der Tat kann dabei fast völlig in Vergessenheit geraten, der Mord ist dann nur ein notwendiger Bestandteil eines Rätsels und in keiner Weise erschütternd. Der Krimiautor kann aber auch den umgekehrten Weg einschlagen und das Opfer als besonders unschuldig, den Täter damit als besonders verabscheuungswürdig gestalten, um so die Ermittler zu Höchstleistungen zu motivieren. Kinder sind dazu beinahe schon prädestiniert, sind sie doch nach einer sehr alten und weit verbreiteten Vorstellung, die allerdings schon beim Heiligen Augustinus Irritationen ausgelöst hat, per definitionem unschuldig. Knackige Jungfrauen (*gentlemen prefer blondes*) in den früheren Stadien des gebärfähigen Alters sind hier ebenfalls gefragt. Behinderte haben es schwer, gegen diese Konkurrenz sich durchzusetzen, vermögen aber dennoch eine Nische zu besetzen. Das Malträtieren eines körperlich behinderten Menschen ruft deshalb oft starke Emotionen hervor, weil es so unfair, so unritterlich, so feige ist. Als der linke Liedermacher Pete Seeger dem Klassenfeind besonders kräftig zwischen die Beine treten wollte, dann verglich er ihn mit einem Mann, der das Geld eines blinden Bettlers stiehlt. Und wenn ein Mensch mit einer vorübergehenden (Gipsbein) oder unheilbaren (Querschnittslähmung) Behinderung im Bett liegt und so dem nahenden Mörder nicht entkommen kann, lässt das kaum einen Zuschauer kalt, kennt er doch die Situation als diesem oder jenem Albtraum.

Zum Mord muss es allerdings nicht immer kommen, denn die Blondinen, die Kinder oder eben auch die Behinderten können selbstverständlich von den Helden geschützt werden. Im ersten Staffeln der sehr erfolgreichen amerikanischen Fernsehserie Breaking Bad aus dem Jahr 2008 hat der Protagonist, der krebserkrankte Chemielehrer Walt White einen an zerebralen Bewegungsstörungen leidenden Sohn im Teenageralter. Für den eigentlichen Plot (Herr Biedermann gerät auf die schiefe Bahn und setzt sich überraschend und brutal im knallharten Rauschgiftgeschäft durch) ist die Behinderung seines Kindes eher irrelevant, für die Popularität dieses Krimis aber dennoch von entscheidender Bedeutung, denn um volle Wirkung zu erzielen darf der Zuschauer die Sympathie mit Walt trotz seiner Verbrechen nicht gänzlich verlieren. Die Sorge, was nach einer ruinös teuren und letztlich doch erfolglosen Krebstherapie aus seiner Familie wird, ist menschlich rührend und so zumindest vorübergehend ein fast schon akzeptables Motiv für seine Verbrechen, das durch die Behinderung des Sohnes verständlicher Weise intensiviert wird. Der neue, knallharte Walt offenbart sich zunächst in einer eher harmlosen Szene: Die Familie kauft Kleider mit und für den Sohn. Dabei machen sich einige Halbstarke über dessen Behinderung lustig. Walt weist sie drastisch in ihre Schranken und sammelt so viele Bonuspunkte bei den Zuschauern. Er mag später mal mehr mal weniger im Notwehr töten und die Gegend mit Crystal Meth verseuchen, ein solcher Familienmensch ist kein ganz und gar verabscheuungswürdiges Monster.

Die missliche Lage, aus denen die Protagonisten die Blondinen, die Kinder oder eben auch die Krüppel befreien, sind in den meisten Krimis erheblich dramatischer als in der eben geschilderten Episode von Breaking Bad. Typisch in dieser Hinsicht Ed McBains Polizistenroman Cop Hater (1956). Der Primus unter einer Vielzahl von Polizisten namens Steve Carella ist hier mit einer Taubstummen Frau namens Teddy Franklin verlobt und am Ende des Krimis läuten dann die Hochzeitsglocken. Als der Leser zum ersten Mal auf sie trifft, ahnt er zunächst nichts von ihrer Behinderung, wird aber dann schon bald mit seltsamen Tatsachen konfrontiert, zum Beispiel damit, dass ein Telefon für diese Frau keinen Nutzen hat. Der sie besuchende Carella klopft auch nicht bei ihr an, sondern dreht den Türknopf hin und her, um sein Eintreten anzukündigen - ein Zeichen, das die ihn sehnsüchtig erwartende Teddy nicht übersieht. Dieses Ritual führt etwa hundert Seiten später gegen

Ende des Roman dazu, dass Steve sie aus den Händen eines Killers befreien kann, als dieser sie in ihrer Wohnung in seine Gewalt gebracht hat und auf den Detektiv wartet, um die beiden dann umzubringen: Im Gegensatz zum Killer merkt sie, dass ihr Verlobter vor der Tür steht. Sie provoziert den Mörder zu einer lauten Äußerung, so dass Carella das Zimmer stürmen und ihn unschädlich machen kann. Sie ist also, im Gegensatz zu zahlreichen potentiellen Opfern, aktiv an ihrer Rettung beteiligt, wobei allerdings die damals üblichen Geschlechterrollen hier wie auch im Rest des Romans gewahrt bleiben. Teddy Franklin ist so etwas wie die ideale Partnerin für einen echten guten Mann, und ein männlich chauvinistisches Schwein könnte in der Tatsache, dass sie nicht redet, durchaus einen Vorteil erblicken. Frauen mögen, so eine alte Vorstellung, nicht nur in der Kirche schweigen. Dass die glückliche Ehe mit einer Taubstummen nicht ganz unproblematisch ist, wird in den weiteren Bänden der Reihe thematisiert: Wie kann man die Mutterrolle erfolgreich spielen, wenn man die Kinder nicht hört? Aber schließlich gilt es doch: amor vincit omnia, also auch die Behinderung.

Doch zurück zu den vom Protagonisten geretteten Behinderten. In der zweiten Episode ("To Say I Love You") der ersten Staffel des englischen Fernsehkrimis Cracker (deutsch: Für alle Fälle Fitz) befindet sich eine junge blinde Frau allein im Haus mit einer hochneurotischen Killer namens Sean. Dieser hat sie und sich selber mit Benzin übergossen und die Gashähne aufgedreht. Er ist nur bereit mit dem Titelhelden, dem ihm bekannten Psychologen Fitz, zu verhandeln. Dieser begibt sich zu Sean, der die Freilassung seiner inzwischen verhafteten Komplizin Tina fordert. Die Lage wird dadurch noch dramatischer, dass ein paar Minuten nach dem Eintreffen des Psychologen sich die Gasheizung automatisch einschalten wird, so dass eine baldige Explosion auch dann bevorsteht, wenn der Täter nicht selber zündelt. Fitz gelingt es, zunächst die Blinde und dann sich selber buchstäblich in letzter Sekunde in Sicherheit zu bringen, während der Killer den Tod der Verhaftung vorzieht. Soweit also alles nach Schema F.

Etwas ungewöhnlich aber ist, dass die zu befreiende Behinderte so gut wie keine Eigenschaft besitzt außer ihrer Blindheit. Sie ist weder gut noch schlecht, sie ist auch keine Mischung von Gut und Böse, sie ist nur blind. Sie scheint einen Freund zu haben und einen Hund. Sie lebt bei ihren gutbürgerlichen Eltern, die sich um sie kümmern. Und da ist noch ihre Schwester Tina, die in Bonnie and Clyde Manier mörderische Mittäterin Seans, eine junge Frau, die nach braver Kindheit mit etwa dreizehn Jahren auf die schiefe Bahn gerät. Irgendwann hat sie es satt, dass sich alles um ihre Schwester dreht, dass sie nur ein Anhängsel der privilegierten Behinderten ist, dass sie so ihre eigene Persönlichkeit verliert, dass sie letztlich in die Rolle eines Blindenhundes gedrängt wird, die gestreichelt wird, wenn sie ihre Funktion als Begleiterin, als Auge der Schwester erfüllt. Sie flieht von zu Hause, prostituiert sich und hasst die Behinderte so sehr, dass sie ihr Gesicht von den Erinnerungsphotos wegkratzt.

All das wird in Film geschickt in Bilder und Handlung umgesetzt. Die bearbeiteten Photos fallen Sean schon nach kurzer Bekanntschaft mit Tina in die Hände und bleiben zunächst ohne Erklärung. Dass das Verhältnis zu Tinas zu ihren Eltern gespannt ist, wird in der Szene, als sie diese um Geld bittet, deutlich. Es wird auch angedeutet, dass sie ihre Schwester nicht gerade liebt. Diese sieht man nur kurz oben auf der Treppe in der Begleitung eines Hundes, während Tina wesentlich weiter unten, quasi ihr zu Füßen steht. Warum all das bedeutend ist, erfährt der Zuschauer erst etwas eine Stunde später. Das Motiv des Hundes ist aber bereits vor dem Besuch des Täterduos bei Tinas Eltern als komisches Element eingeführt, als Sean einen zunächst vorlauten Köter durch Knurren und Bellen in die Flucht schlägt. Tödern wird es dann wieder aufgenommen, als Tina nach ihrer Verhaftung, als der Zuschauer über alles informiert ist, ihren Eltern nichts zu sagen hat: sie knurrt sie nur wie ein Hund an.

Rache an der Blinden dafür, dass sie durch ihre Behinderung seine Freundin zum Psychokrüppel gemacht hat, ist indessen nur ein Motiv für Sean, als er sie bei lebendigem Leib verbrennen will. Er möchte auch Tinas Eltern dafür bestrafen, dass sie ihn abgelehnt und mit ihm nichts zu tun haben

wollten (wofür sie, nebenbei bemerkt, bei allen Vorurteilen auch sehr gute Gründe hatten, was sie aber nicht unbedingt sympathischer macht). Er ist schon vor seiner Begegnung mit Tina ein Kleinkrimineller: er kann mit ihr problemlos ein gestohlenes Auto anlassen. Und er ist auch behindert: Sean stottert und kann dieses Gebrechen nur überwinden, wenn er sehr wütend ist oder wenn er singt. Offenbar hat er eine Sprechtherapie gemacht, aber wenn er mühsam nach der dort erlernten Methode Worte artikuliert, hat er nicht das Gefühl, selber zu sprechen. Er hat zunächst die Sympathie der Zuschauer, als er nach einem fast lustigen Streich (er entführt eher aus Jux einen Bus und liefert der Polizei eine Verfolgungsjagd) nach seiner Verhaftung von dem vernehmenden Beamten wegen seines Stotterns verspottet und zu einem unkontrollierten Wutausbruch getrieben wird. Fitz erkennt, dass Sean eine tickende Zeitbombe ist, kann aber Präventivmaßnahmen nicht durchsetzen, so dass das Unheil seinen Lauf nimmt. Dieser nicht gehörte Warnruf lässt die Interpretation gerade noch zu, die Darstellung der Behinderung in diesem Krimi sei politisch nicht inkorrekt: Das in den äußerst düsteren Farben gemalte Bild der Folgen der Blindheit und des Stotterns ergibt sich nicht mit schicksalhafter Zwangshaftigkeit. Der zweifelsohne verstörte Zuschauer wird nicht gänzlich in die Hoffnungslosigkeit entlassen.

In der Bildersprache von Cracker spielt die Blindheit keine große Rolle, zumal die so behinderte Schwester eine Nebenfigur und deshalb selten zu sehen ist. Andere Filme nutzen die ambivalenten Gefühle der Zuschauer gegenüber Blinden zur Erzeugung von Spannung und von einer unheimlichen Atmosphäre weidlich aus. Vorlage für einige dieser Streifen ist der mehrfach verfilmte Edgar Wallace Roman The Dark Eyes of London aus dem Jahre 1924, der eine Erzählung mit dem Titel "The Croakers" zurückgeht und auch unter diesem Namen bekannt ist. Dieser Krimi gehört sicherlich zu den besten dieses Vielschreibers: Der komplizierte Plot ist in sich relativ stimmig, die komischen Dialoge des Chefermittlers mit seinem Diener für die Verhältnisse des Autors tatsächlich recht amüsant, das Frauenbild gerade auch im Vergleich zu den späteren Verfilmungen in Maßen fortschrittlich und die oft zum Standartpersonal gehörende Figur des geistig retardierten Mörders, der für seine Taten letztlich moralisch nicht verantwortlich gemacht werden kann, einigermaßen erfolgreich dargestellt in dem Sinne, dass sie mit Grauen auch so etwas wie Mitleid erregt. Es handelt sich dabei um "Blind Jack", der, *nomen est omen*, die Befehle des ihn manipulierenden Verbrechers im wörtlichen wie im übertragenen Sinne blind ausführt. Seine Behinderung gereicht ihm gelegentlich zum Vorteil, denn er findet sich in Dunkelheit besser zurecht als die Sehenden. Bei den eigentlichen Ganoven handelt es sich hier um ein Bruderpaar, von dem der eine einen blinden Geistlichen spielt, der ein Blindenheim leitet und gerade deshalb lange Zeit unverdächtig bleibt. Dass er sehen kann, ist eine der Überraschungen, mit denen der Plot aufwartet.

Die Verfilmungen variieren die Handlung des Romans beträchtlich, so wird zum Beispiel in dem britischen Streifen The Dark Eyes of London (1939), in Amerika unter der Titel The Human Monster, in Deutschland als Der Würger (von London) und Die dunklen Augen von London in den Kinos, als neues Element die unterschiedliche Mentalität englischer und amerikanischer Ermittler thematisiert. Bela Lugosi spielt hier wie so oft auch anderswo den unheimlichen Verbrecher, der hier keinen Bruder hat, sondern beide Personen der Vorlage in sich vereinigt. Blind Jack heißt hier Jake und bringt im Zuge der poetischen Gerechtigkeit letztendlich den wahren Täter um. In der sechsten deutschen Edgar-Wallace Film der Nachkriegszeit, der 1961 in Hamburg und Umgebung unter der Regie von Alfred Vohrer gedreht wurde und unter dem Titel Die toten Augen von London bekannt ist, bekommt der Chefermittler Holt wie im Roman eine komische Helferfigur verpasst, nur handelt es sich dabei nicht um einen Diener sondern um einen Kriminalassistenten, der sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass er strickt. Verkörpert wird er von Eddi Arent, der ebenfalls in den beiden für RTL im Gegensatz zu den Vorgängern in Farbe gedrehten Fassungen (Der Blinde, 1996, Das Haus der toten Augen, 2002) auftritt, wenn auch in anderen Rollen. Die späteren Bearbeiter des Stoffes kannten ihre Vorgänger genau: Der Film aus dem Jahre 1961 ist recht eindeutig von dem aus 1939 inspiriert, in der 2002 Fassung wird der Vohrer-Film von 1961 eindeutig zitiert.

Und alle diese Streifen haben eines gemeinsam: Sie spielen mit dem unheimlichen Aussehen der toten, leblosen Augen, mit den unsicheren Bewegungen der Blinden, mit der Angst des Zuschauers von der Erblindung.

Wenn man erst einmal danach sucht, kann man in Krimis recht viele behinderte Menschen finden. Die Inklusion ist aber erst dann wirklich vorhanden, wenn der Krüppel zum Helden, also zum Detektiv wird. Auch das gibt es gar nicht so selten und nicht nur in der allerneuesten Zeit. Dabei ist es allerdings sinnvoll, zwischen verschiedene Arten der Behinderung und verschiedene Arten des Krimis zu unterscheiden. Am leichtesten inkludierbar sind gehbehinderte Menschen in einem klassischen Rätselkrimi, denn das Vorgehensweise eines "armchair" Detektivs und eines "wheelchair" Detektivs kann identisch sein. In der Erzählung "*The Murders in the Rue Morgue*" (1841) von Edgar Allan Poe, die nach einer vertretbaren Ansicht die Genre der Detektiv Erzählung begründet, tut der Amateurermittler Dupin nichts, was nicht auch ein Querschnittgelähmter hätte machen können. Allerdings bildet eine akribische Tatortbesichtigung eine der Grundlagen seines Erfolgs, die aus dem Rollstuhl wohl nicht einfach gewesen wäre. Für eine gewisse Spannung sorgt auch die Tatsache, dass Dupin sich durchaus veranlasst sieht, sich und seinen Freund mit Pistolen zu bewaffnen, die aber dann nicht abgefeuert werden müssen. In Poes nächster Dupin-Erzählung "*The Mystery of Marie Rogêt*" (1842/43) fehlen selbst diese spärlichen Action-Elemente, so dass eine wie auch immer geartete Gehbehinderung Arbeit des Detektivs in keiner Weise beeinträchtigen würde.

Nun gab und gibt es unzählige Tätigkeiten, die man ohne Qualitätseinbußen von einem Rollstuhl aus erledigen kann. Man kann zum Beispiel Oberkommandierender der amerikanischen Streitkräfte sein und in dieser Rolle einen Weltkrieg gewinnen, nachdem man - für einen Behinderten vielleicht eine schwierigere Leistung - sich in vier Präsidentschaftswahlkämpfen durchgesetzt hatte. Zum Image von F. D. Roosevelt gehörte allerdings der Rollstuhl keineswegs dazu, obwohl seine Gehbehinderung in weiten Kreisen ein offenes Geheimnis war. Fotografen, die den Präsidenten im Rollstuhl ablichteten, drohte Ungemach von den Leibwächtern, die die Aufnahmen vernichteten. Im Großen und Ganzen gab es so etwas wie eine "*Gentleman's Agreement*": Man stellte den Präsidenten, der ja Stärke verkörpern sollte, nicht als Krüppel dar, denn diese gingen damals den Menschen noch mehr auf den Keks als heute. Der Beweis: Der CDU-Politiker Wolfgang Schäuble wurde infolge eines Attentats im Jahre 1990 vom dritten Brustwirbel an abwärts gelähmt, eine drastische Behinderung, die aber seine politische Karriere keinesfalls beendete. Im Gegensatz zu Roosevelt war (und ist) er immer wieder als Rollstuhlfahrer einem großen Publikum präsent. Zwischen FDR und Schäuble hat sich einiges in Wahrnehmung körperlicher Behinderung geändert und man könnte auf die Idee kommen, der klassische "*wheelchair detective*" Ironside hätte etwas damit zu tun.

Die Krimiserie mit dem deutschen Titel Der Chef, im amerikanischen Original *Ironside* genannt, wurde in den Jahren 1967 bis 1975 produziert und brachte es auf 199 Episoden in acht Staffeln. Dass der Titelheld im Rollstuhl sitzt, wird dem Zuschauer nicht nur nicht verheimlicht, sondern recht auffällig immer wieder vor die Augen geführt. Im Vorspann sieht man einige alte Bilder einer Großstadt (San Francisco), dann die Silhouette des noch auf beiden Beinen stehenden Ironside im Fadenkreuz, dann fällt der Schuss, der Mann stürzt und am Ende der von dramatischer Musik begleiteten Sequenz sieht man den von Raymond Burr verkörperten Helden im Rollstuhl, auch schon mal mit Pistole. Auch in der Handlung selbst wird der Protagonist von einem Assistenten geschoben oder er treibt den Rollstuhl selber an. Er ist kein Bürohengst, macht durchaus auch Hausbesuche. Und es ist stets sonnenklar, dass der klassische Spruch "*nomen est omen*" sowohl auf den deutsche als auch auf die amerikanische Titel der Serie anwendbar ist. Der Gelähmte ist der Chef einer ihm ergebenen Schar von Polizisten und verfügt über so ziemlich alle denkbaren Führungsqualitäten: Er ist durchsetzungsfähig, entscheidungsfreudig, mehr *Primus* als *Pares*, aber insofern doch Mannschaftsführer, als er das Beste aus seinen Leuten herausholt, unter denen sich auch ein Schwarzamerikaner und eine Frau befinden, die erheblich mehr tut, als nur Kaffee zu kochen.

Der Chef ist der Mann aus Eisen, ein "*no nonsense*" Mensch, der "*coholes*" besitzt. In der fünfzehnten Folge der siebten Staffel betitelt "*Two Hundred Large*" (1974) geht (genauer: rollt) Ironside seiner privaten Geschäften in der Stadt nach, als er vor einer Bank sitzend einen Überfall bemerkt, der drinnen stattfindet. Er beauftragt seinen Assistenten, die Polizei zu alarmieren und dann den Hinterausgang zu sichern. Er selbst betritt (genauer: berollt) die Bank. Hier nützt ihm vielleicht die Tatsache, dass man in einem Rollstuhlfahrer keinen Bullen vermutet, ein wenig. Er wird sofort mit vorgehaltener Waffe bedroht. Als die Polizei anrückt, fliehen die Gangster, einem von ihnen versperrt Ironside den Weg. Als die Polizei die Bank stürmt, kommt es scheinbar zu einer Pattsituation: Der Räuber könnte Ironside, die anderen Polizisten den Räuber erschießen. In unzähligen Krimis legen die Bullen in dieser Lage die Waffen weg. Ironside löst das Problem anders: Er weist den Verbrecher deutlich darauf hin, dass die Polizisten nicht daneben schießen werden und fragt ihn, ob er je einen Mann getötet habe, worauf dieser die Waffe weglegt und sich verhaften lässt. Mut und Menschenkenntnis Ironsides sind hier sehr auffällig ausgeprägt. Wie es der Plot will, erweist sich der Protagonist dem Verbrecher gegenüber so kompetent und so fair, dass dieser am Ende der Folge dem "*chief*" erklärt, wie froh er darüber sei, ihn nicht erschossen zu haben, eine Aussage, die dieser trocken männlich mit "*Me too*" quittiert.

Die Serie lässt keinen Zweifel daran: Man kann behindert und dennoch ein gestandenes Mannsbild sein. Einige eher peinliche Aspekte der Behinderung werden allerdings diskret umgangen und nicht weiter thematisiert oder gar ins Bild gesetzt. Man sieht nicht Ironside allein in San Francisco auf der verzweifelt dringenden Suche nach einer behindertengerechten Toilette, es werden ihm auch keine Windeln angelegt, um diese Situation zu verhindern. Man weiß nicht, ob und welchem Umfang Ironside an Mastdarmlähmung leidet. Ob überhaupt und wenn ja wie genau Ironside Sex hat, bleibt ein Geheimnis, das nicht gelüftet wird, so dass wesentliche Aspekte seiner Behinderung dem Zuschauer vorenthalten werden. Ironsides Würde hat Vorfahrt gegenüber die realistische Darstellung eines verkrüppelten Daseins.

Ist Ironside als "*wheelchair detective*" wesentlich aktiver als Nero Wolfe, der "*armchair detective*" von Rex Stout, so sind doch echten Actionszenen mit ihm oder mit anderen Gelähmten recht enge Grenzen gesetzt. Ganz auf sie zu verzichten ist aber gefährlich, denn das kann zur Langeweile führen, wie Poes "*The Mystery of Marie Rogêt*" bezeugt. Die Lösung ist relativ einfach und wird von Stout mustergültig demonstriert: Der Hauptfigur wird eine mobiler "*side-kick*" zur Seite gestellt, der in einzelnen Episoden durchaus präsenter sei kann als der eigentliche Detektiv. Mit diesem Trick kann der Autor die Muster der eher handlungsarmen Detektivverzählung verlassen und waschechte Actionkrimis, also Thriller produzieren.

Wie das im Einzelnen publikumswirksam funktionieren kann, führt der amerikanische Autor Jeffery Deaver in seinem Roman The Bone Collector (1997, deutsch Die Assistentin), der schon im Jahre 1999 mit prominenter Besetzung verfilmt (deutscher Titel: Der Knochenjäger) verfilmt und dann zum ersten Band einer Reihe von Büchern mit zum Teil gleichem Personal wurde. Der von Deaver benutzte Aufbau ist für diese Art eines Erzähltextes nahezu klassisch: Die einzelnen Abschnitte werden tendenziell personal erzählt und lassen sich relativ leicht in drei Gruppen einteilen: die bevorzugte Perspektive ist mal die der Guten (also der des Protagonisten und seiner Assistentin sowie deren Helferfiguren im New Yorker Polizeiapparat und, nach einem heftigen Kompetenzgerangel, unter den Agenten des FBI), mal die des Bösen, mal die der zahlreichen Opfer (wobei im Variation des Musters eine von diesen etwas überraschend ebenfalls "böse" aber nicht "der" Böse ist). Diese Struktur ermöglicht es dem Autor, seinem Roman die gewünschte Länge und Abwechslung zu geben. Die Opfer können so dem Leser irgendwie als Menschen nahegebracht werden. Die Wirkung der brutalen und grausamen Horrorszenarien wird so gesteigert und diese haben es ohnehin in sich: Das erste Opfer wird lebendig begraben, das zweite lebendig dampfgegart, das dritte beinahe lebendig von Ratten aufgefressen, dann kann man auch noch vom langsam steigenden Flut

ertränkt oder in einer Kirche flambiert werden. Die keineswegs sicheren Rettungen erfolgen, wie es sich gehört, in der letzten Minute, ein Element, das hier vielleicht etwas überstrapaziert wird.

Die Abschnitte aus der Perspektive des Haupttäters werfen ein bekanntes, grundsätzliches Problem auf, falls der Autor auf eine überraschende Schlussentlarvung wert legt. Sie müssen also einerseits echt wirken, andererseits dürfen sie nicht zu viele Hinweise auf seine Identität geben. Bis zu einem individuell unterschiedlichem Grad akzeptiert der Leser diese Konvention, irgendwann fühlt er sich aber doch auf den Arm genommen, gegängelt oder, um es mal vulgär zu sagen, verarscht. Deaver bemüht sich (ob mit Erfolg bleibe dahingestellt) seinen Titelhelden, einen Serienmörder, der ein perverses Verhältnis zu Knochen hat und einer nicht minder seltsamen Faszination der New Yorker Stadtgeschichte und eines längst toten Mörders erlegen ist, psychologisch glaubwürdig zu machen, verschweigt aber sehr sehr lange dessen eigentliche Motivation, nämlich die der Rache an dem Protagonisten, die obendrein auf der realistischen Ebene ziemlich ausgeklügelt und wenig glaubwürdig erscheint.

In den Abschnitten, in denen die Guten agieren, ist Realismus im Sinne von Wirklichkeitsnähe in einigen Bereichen großgeschrieben. Zwar stehen die beiden Protagonisten Lincoln Rhyme und Amelia Sachs sehr stark im Vordergrund, es bleibt aber genügend Platz für die üblichen Bestandteile eines typischen Polizistenromans. Die oft beschriebenen Gerangel zwischen verschiedenen Teilen der Exekutive wurde schon erwähnt. In *The Bone Collector* treten eine sehr große Zahl von Polizisten auf, die im unterschiedlichen Grad kompetent, menschlich, unmenschlich, karrieristisch, ehrlich oder korrupt sind. Auf minutiöse Schilderungen der Tatorte und der wissenschaftliche Aufarbeiten des sichergestellten Beweismaterials wird so großer Wert gelegt, dass in einem Anhang viele Fachbegriffe von ALS (*alternative light source*) über "*Locard's Exchange Principle*" bis VMD (*vacuum-metal deposition*) erklärt werden. Obwohl das angeblich zitierte Wörterbuch fiktiv ist und aus der Feder des Protagonisten stammt, ist dieser Aufwand nur sinnvoll, wenn er Einblicke in die tatsächliche wissenschaftliche Arbeit der Strafverfolgung gibt.

Die fachliche Kompetenz Lincoln Rhymes ist in der Romanwirklichkeit überragend, ja fast schon übermenschlich. Er ist ein besessener Tatortanalyst und beschreitet dabei Wege, die nicht leicht zu vermitteln sind. Dass er mal anregt, einer Mordopfer noch in situ die Hand abzusägen, damit man den Schloss der ihr angelegten Handschellen besser untersuchen kann, mag noch hingehen, als er aber durchaus in Kauf nimmt, dass eine Frau etwas länger von Ratten angeknabbert wird, nur damit die Rettungskräfte nicht den Tatort kontaminieren, heiligt der gute Zweck (Ermittlung des Täters und somit Verhinderung künftiger Straftaten) sehr bedenkliche Mittel. Er ist auch nicht unfehlbar wie Gott: In der Vergangenheit hat er einmal einen Fehler gemacht, der ihn zum Objekt der Rachegeleüste des Haupttäters macht. Obwohl er im Roman beträchtliche Fortschritte erzielt und Menschenleben rettet, vermag er es nicht, den Knochenjäger zu identifizieren, obwohl dieser sich im intensiven Kontakt mit ihm befindet. Erst als dieser sich ihm offenbart um die Rache zu vollenden, sieht er klar - eine eher seltenen Variation des Schemas mit dem großen Detektiv. All das widerspricht aber nicht der Einschätzung, dass in New York, in den USA und womöglich auf der Welt keine kompetentere Person gibt als eben ihn, um die Ermittlungen zu leiten, denn er ist der Chef der Show und nicht nur eine wissenschaftliche Hilfskraft. Obendrein ist er ein Expolizist, also Zivilist: die Übertragung dieser Kompetenzen an ihm ist nur dann irgendwie vielleicht noch gerade so plausibel, wenn er über übermenschliche Fähigkeiten verfügt.

Lincoln Rhyme ist obendrein auch noch querschnittsgelähmt und in einem Umfang bewegungsbehindert, dass Ironside im Vergleich zu ihm äußerst mobil ist. Der Chef aus San Francisco kann sich zumindest über kurze Strecke seinen eigenen Rollstuhl antreiben, der New Yorker kann von solcher körperlichen Leistung nur träumen: er vermag lediglich seinen Kopf und einen Finger zu bewegen und verbringt mit zwei Ausnahmen die dramatischen Tage der Romanhandlung ans Bett gefesselt in seiner Wohnung.

Verkörpert Rhyme die äußerste Immobilität, so ist seine Assistentin, die er erst im Laufe des Romans kennenlernt, flott auf den Beinen und rasend schnell im Auto unterwegs. Sie heißt Sachs und ist für die Rolle, die sie spielen muss, keineswegs prädestiniert, ganz im Gegenteil. Sie ist es, die als einfache Polizistin als erste beim ersten Opfer ankommt. Sie sichert den Tatort mit bemerkenswerter Durchsetzungsvermögen, legt dabei eine wichtige Zuglinie und einige wichtige Straßen der Metropole lahm, sehr zum Ärger ihres Vorgesetzten. Rhyme erkennt aber ihr Potential und rekrutiert sie in sein Team. Sachs, die den Außendienst aufgeben wollte, ist zunächst die widerwillige, dann aber die engagierte Helferin, die im Laufe ihrer Tätigkeit durch New York rast, gefräßige Tiere (Hund, Ratte) erlegt, die in einer brennenden Kirche den Rettungengel spielt und die dann überwältigt und bei lebendigem Leib begraben wird (Rettung, wie üblich in der letzten Minute), erlebt also Action im Übermaß.

Und sie untersucht unter der Anleitung Rhymes Tatorte, obwohl ihr für diese Tätigkeit zunächst die Qualifikation fehlt. Wenn auch die Übertragung gerade dieser Aufgabe an eine Person ihres Kalibers auf den realistischen Ebene fragwürdig bleibt, wird sie erzähltechnisch recht geschickt eingesetzt, denn die an sich recht prosaischen Tatortuntersuchungen werden so dialogisiert und damit dramatisiert. Man fühlt sich an Reißer anderer Art erinnert: Die Piloten eines Flugzeugs fallen aus und ein Laie muss nach verbalen Anweisungen die Landung durchführen. Ähnlich wandelt Sachs von der Stimme Rhymes begleitet durch diverse Orte. Ihr und damit auch dem Leser werden Dinge erklärt, die eine Fachperson wissen würde. Die Frage, ob sie es schafft, ob sie sich bewährt, sorgt für eine zusätzliche Spannung. Allerdings nutzt sich die Situation recht schnell ab, so dass an einem der letzten Tatorten Rhyme in einem von ihm sehr selten benutzten hochtechnisch ausgerüsteten Rollstuhl erscheint. Auch die zuvor durchgehaltene Rollenverteilung (er: stationärer Genie, sie: äußerst bewegliche Actionheldin) wird zum Schluss aufgegeben: Rhyme ist mit dem Mörder (der nicht ihn, sondern die Menschen, die er mag, nach und nach umbringen will) allein. Er simuliert einen Anfall. Als der Täter ihm helfen will und ihm zu nahe kommt, tötet er ihn, indem er seinen Halsschlagader durchbeißt.

Wie man sieht: Lincoln Rhyme ist zwar kein Superman, dafür aber ein Superkrüppel. Er hat eigentlich alles, was das Herz eines Querschnittgelähmten begehren kann: eine Wohnung in bester New Yorker Lage, die mit den modernsten und teuersten Geräten seinen Bedürfnissen angepasst ist. Geldsorgen scheint er nicht zu kennen. Ein engagierter und sachkompetenter aber keineswegs unterwürfiger Pfleger kümmert sich um ihn. Er ist ein erfolgreicher Sachbuchautor, ein gefragter Fachmann mit Untergebenen und Kollegen, die ihn respektieren. Und schließlich ist seine äußerst attraktive Assistentin, die aufgrund einer gescheiterten Liebesbeziehung keinen festen Freund oder gar Ehemann hat, durchaus bereit, sich (diesem Roman noch keusch, später auch anders) in sein Bett zu legen. Und dennoch ist Rhyme lebensmüde und sehnt sich nach dem Tod, und der Leser kann es durchaus nachvollziehen, wie es dazu kommt. Zum Inventar des Romans gehören Erwachsenenwindeln, die entsprechende Gerüche verbreiten. Ein Harnröhrenkatheder wird durch den Penis des Protagonisten geschoben. Ein lange vor Beginn der Handlung zurückliegender Versuch, mit seiner Frau Sex zu haben, führt zur Scheidung einer schon zuvor weitgehend kaputter Ehe. Dazu kommt eine subtile, durchaus nicht in böser Absicht erfolgte Andersbehandlung durch viele der nichtbehinderten Zeitgenossen und das Gefühl des Ausgeliefertseins. Nicht vergessen sollte man die Angst vor einer solcher Intensivierung seiner Behinderung, dass bei deren Eintreten er vielleicht nicht einmal seinen Wunsch nach Abschaltung der lebensnotwendigen Geräte würde ausdrücken können.

Rhyme gelingt es, einen Arzt ausfindig zu machen, der bereit ist, ihm illegaler Weise den Freitod zu ermöglichen. Die Umstände der zum Teil hektischen Ermittlungen, das erwachende Jagdfieber und die Überredungskünste seiner Assistentin bewirken, dass Rhyme seinen Abgang verschiebt, an dem Plan an sich hält er aber fest. Sein Freitod, der wie es Thriller nun einmal üblich, in letzter Sekunde verhindert wird, wäre der perfekte Suizid gewesen: Die vom Arzt bereitgestellten Mittel hätten die dabei auftretenden Unannehmlichkeiten minimalisiert, assistiert wäre er dabei nicht von

einem bezahlten Fremden sondern von seiner Assistentin, die positive Gefühle für sie hegt und ihm die letzten Stunden und Minuten versüßen würde. Dass Rhyme sich entschließt, trotz alledem weiter zu leben, scheint aber nicht an der Liebe zu Sachs zu liegen, sondern daran, dass er weiterhin als Fachmann gebraucht wird. Ein Fall drängt sich ihm auf. Es besteht sogar die Möglichkeit, dass der Präsident der Vereinigten Staaten in bitten könnte ihn zu übernehmen. Da kann man nicht desertieren. Die Liebe besiegt nicht alles: *inclusio vincit omnia*.

Die Liebe bekommt allerdings in den folgenden Bänden der Reihe eine immer größere Bedeutung: in der zweiten Folge wird es klar, dass Sachs so sehr in Rhyme verliebt ist, dass sie Eifersucht empfinden kann. Man erfährt auch, dass der Held durchaus in der Lage ist, eine Erektion zu bekommen. Im vierten Band wird festgestellt, dass Rhyme durchaus fähig ist, Kinder zu zeugen, dass die dabei auftretenden Probleme nicht bei ihm sondern bei ihr liegen. Er lernt auch, seine Lage besser zu akzeptieren. Selbsttötung ist da kein Thema mehr, in Band drei will er sich noch einer riskanten experimentellen Operation unterziehen, die nur durch äußere Umstände verhindert wird. Am Ende des vierten Bandes verzichtet er freiwillig auf sie. Man bekommt allerdings als Leser leicht den Eindruck, der Autor habe bereits im ersten Band alles Wesentliche gesagt und der Rest sei, gerade was die Krüppelthematik anbelangt, ziemlich nichtssagend. Nicht dass der Autor sich nicht um Abwechslung bemüht: Er verlegt in Band drei die Handlung von New York City in einen entlegenen Teil des amerikanischen Südens, in Band vier spielen Chinesen und China eine Rolle, so dass man nicht zu Tode gelangweilt wird, wenn zum xten Mal dasselbe über Rhymes Behinderung berichtet wird und vorgeführt bekommt, was für ein toller Hecht er ist.

Vermutlich ist die Reihe unter anderem in politisch korrekter Weise als Mutmacher für alle Querschnittgelähmten gedacht: Seht her ihr Krüppel, ihr könnt nicht nur nützliche Teile der Gesellschaft werden, sondern auch Heldenstatus erlangen - eure Leistungen sind gerade wegen eure Behinderung höher zu bewerten, also seid ihr eigentlich die besseren Menschen! Nur kann die Moral von der Geschichte auch anders aufgefasst werden: Wenn der Gelähmte kein Genie ist, wenn er finanzielle Sorgen hat, wenn er sich also nicht alles leisten kann, wenn er seinen Mitmenschen (gerade auch denen, die man mag) zur Last fällt, wenn die Pflege unzureichend und entwürdigend ist, ja dann ist der Freitod nicht nur verständlich, sondern beinahe schon geboten. Unerreichbare Vorbilder können, wenn man sie zu sehr verinnerlicht, ausgesprochen nervig werden.

Diese Aussage gilt auch für Krimihelden, die nicht gehbehindert sondern blind sind. Blinde eignen sich etwas weniger zum Ermittler als Querschnittgelähmte, da sie Beweisstücke, Zeugen und Verdächtige nicht sehen können und deshalb noch stärker auf die Hilfe anderer angewiesen sind, die ihnen als Augen dienen. In Romanen und Erzählungen kann das durchaus ein Vorteil sein, denn die minutiösen Schilderungen von Menschen, Tatorten und dergleichen kann in Dialogform erfolgen. Auch in Filmen kann man den für den Helden sehenden Sidekick effektiv einsetzen: In der österreichischen Fernsehserie Blind ermittelt (ab 2018) wird der Assistent mit zum Teil komischen Mitteln dazu bewegt genau hinzuschauen. Da dieser eigentlich ein Taxifahrer ist, hat man hier eine ähnliche Figurenkonstellation wie im The Bone Collector, wo die Assistentin zunächst mit der Spurensicherung wenig am Hut hat. Es gibt noch weitere Parallelen: sowohl Rhyme als auch Haller, der blinde Ermittler, sind nicht von Geburt an behindert, sondern haben schon eine erfolgreiche Karriere hinter sich, als sie berufsbedingt querschnittgelähmt beziehungsweise blind werden. Das haben sie übrigens auch mit Ironside gemeinsam, was wenig verwundert, denn dass ein von Geburt an Behinderter überhaupt Polizist wird und sich langsam in der Hierarchie emporarbeitet, ist wohl selbst für einen eher unrealistischen Krimi zu wenig wirklichkeitsnah. Im Gegensatz zum Cop aus San Francisco verlieren Rhyme und Haller ihre Stelle und arbeiten dann als Privatleute, als Sachverständige weiter, wobei allerdings beide in die staatlichen Ermittlungen eingebunden sind und gerade Rhyme immer mehr wieder Teil des Polizeiapparats wird. Beide Protagonisten sind reich, so dass finanzielle Probleme und Auseinandersetzungen mit den Wohlfahrtsbehörden und Krankenkassen nicht stattfinden. Beide liefern sich mit ihren jeweils männlichen Assistenten (bei Rhyme

handelt es sich dabei um seinen schwulen Pfleger) zum Teil heftige Wortgefechte, die der gegenseitigen Zuneigung letztlich keinen Abbruch tun. In beiden Serien ist Lokalkolorit großgeschrieben: Wien und Umgebung (Burgtheater, Riesenrad und dergleichen, eine Episode heißt passend "Tod im Fiaker") sowie New York City (oder als Abwechslung das ländliche West Virginia) werden so extensiv in die Handlung eingezogen, dass man fast schon von Lokalkrimis sprechen kann. Beide Helden sind bei ihrer Ermittlungen immer wieder auch privat betroffen: Rhyme schickt die immer mehr zu seiner geliebten gewordene Sachs häufig in Gefahr, und wenn er einmal mit einem seelenverwandten Detektiv Freundschaft schließt, so wird dieser bald ermordet. In der zweiten Folge von Blind ermittelt wird Hallers Schwester entführt. In die Handlung ist auch die Halbschwester der beiden verwickelt. Über das Geschehen legt sich der Schatten des gemeinsamen Vaters. Behinderungen wird in beiden Reihen thematisiert: Haller findet in der dritten Episode tatsächlich eine ihm genehme Frau. Leider handelt es sich dabei um die gesuchte Mörderin. Ihre Gefühle für den Detektiv scheinen aber echt zu sein ...

Es gibt aber auch wesentliche Unterschiede. Rhymes Behinderung ist bei seiner Tätigkeit als Ermittler nur hinderlich, verschafft ihm also keinen Vorteil gegenüber seinen gesunden Kollegen. Bei Haller ist das ein wenig anders: Die Tatsache, dass er nicht sehen kann, mag schon mal dazu führen, dass man ihn unterschätzt, auf jeden Fall schärft sie notgedrungen seinen Gehör- und Tastsinn. Zu Beginn der zweiten Episode geht Haller durch Wien. Da er nichts sieht, muss er sehr genau auf alle Geräusche achten, damit er sich nicht gefährdet oder anderen zu Last fällt. Da er hellwach ist, wird er wenn nicht Augen- so doch Ohrenzeuge eines Handtaschenraubs, der von allen sehenden Passanten übersehen wird. Wäre Haller nicht blind, wäre ihm der Rechtsbruch womöglich ebenfalls entgangen. So kann er auf die Situation reagieren und den Täter zu Fall bringen. In einer anderen Folge kann ein Entführer dazu überredet werden, eine Geiselin mit dem blinden Protagonisten auszutauschen, da die Behinderung hier für den Verbrecher einen offensichtlichen Vorteil zu bieten scheint. Von weniger praktischem Nutzen, aber dennoch erstaunlich: Haller kann den Inhalt von Schallplatten (LPs nicht CDs) erkennen, indem er sie abtastet.

Während Rhyme in seinem Fach ein absoluter Supermann ist, ist Haller zwar überdurchschnittlich fähig, aber doch ein wenig weniger der übergroße Detektiv, und das auch im Vergleich zu seinem blinden Kollegen aus einem anderen Zeitalter von einem anderen Kontinent. Bei dem klassischen blinden Detektiv des klassischen Krimis handelt es sich um einen Amerikaner namens Maclain, erschaffen dreißiger Jahren von dem Amerikaner Baynard Kendrick, ein Autor, der heute in Deutschland wenig bekannt sein dürfte (nach seinem Namen sucht man in Reclams Krimi-Lexikon vergebens), der allerdings in der Reihe Heyne Crime Classic mehrfach vertreten war. In seiner Heimat genoss er eine gewisse Prominenz: Er war Mitbegründer der Vereinigung *Mystery Writers of America* und deren erster Präsident.

Im Jahre 1894 geboren, ist Kendrick altersmäßig ein Mann der so genannten verlorenen Generation, der sich allerdings beharrlich weigerte, verloren zu gehen. Er scheint als junger Mann recht kriegsgeil gewesen zu sein, zumindest hielt es ihn nicht lange in den zunächst noch neutralen Vereinigten Staaten. Er soll der erste Amerikaner gewesen sein, der nach Kanada ging, um den Ersten Weltkrieg ja nicht zu versäumen. Sein Kriegserlebnis in Europa machte ihn womöglich noch konservativer, man könnte auch sagen, reaktionärer, als er vielleicht schon vorher war. Diese Einstellung zeigt sich in zahlreichen Einzelheiten in seinem Werk: In seinem letzten, 1960 erschienen Duncan-Maclain-Roman geht es unter anderem um wohlstandsverwahrloste Jugendliche, die unter anderem mit Rauschgift Probleme haben. Kendrick deutet breit an, wo die Versäumnisse der Eltern liegen: Hätten sie die Knaben bei Zeiten übers Knie gelegt und ihnen ordentlich den Hintern ver-sohlt, wäre das für alle Beteiligten auf lange Sicht besser gewesen als eine als Liberalität getarnte Vernachlässigung oder als Affenliebe, die in verantwortungsloser Verwöhnung mündet. Seine Einstellung Farbigen gegenüber ist gleichermaßen politisch korrekt - allerdings nur im Sinne des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Der blinde Protagonist ist natürlich weiß, genau so wie seine

Freunde und sein wichtigster Helfer. Als Chauffeur und als Köchin beschäftigt er aber Schwarze, die ihm treu lieben und dienen und mit denen er ungezwungenen Umgang pflegt. Zum Haushalt gehören auch zwei Hunde, die in der Hierarchie wohl unter den Afroamerikaner stehen, wenn auch der Abstand mitunter eher klein zu sein scheint. Einem Kendrick-Roman aus dem Jahre 1936 bescheinigt die Sekundärliteratur schon mal Rassismus, unter anderem weil ein Mitglied einer Minderheit als dumm stereotypiert wird. Vorwürfe dieser Art sollte man zwar nicht überbewerten, aber es gibt auch Fälle, wo sie angemessen sind. Dass das vermittelte Frauenbild in Kendricks Romanen ebenfalls traditionell ist, verwundert einen wenig, auch wenn die weiße Frau in ihnen nicht nur im Puppenheim wohnt und nicht nur dort eine große Wertschätzung erfährt.

Wenn man Kendricks in 1937 veröffentlichten Roman The Whistling Hangman als typisch betrachtet, dann fällt es deutlich auf, dass er in den gerade in den USA sehr schmerzlichen "*hard times*", also in einem Jahrzehnt, das man oft die "*red decade*" nennt, geschrieben wurde und dennoch nicht den geringsten Ansatz von Sozialkritik enthält. Da es sich dabei um ein Krimi handelt, müssen Verbrecher darin vorkommen. Der Haupttäter ist dort ein Bastard im wörtlichen wie im übertragenen Sinne des Wortes, ein sündhaftes Produkt genetisch minderwertiger Eltern, wobei die so genannte "*erbliche Belastung*" allerdings nicht weiter thematisiert wird. Von den zwei weniger mörderischen Verbrechern des Romans ist einer ein Ritter des Ordens vom Britischen Imperium (Engländer eignen sich in Amerika seit 1776 recht gut als Feindbild) und ein Psychiater mit einem "unamerikanischen" Namen und von einem Aussehen, das an Rasputin erinnert. Zu den konservativen Vorstellungen der Zeit passt es auch recht gut, dass Seelenheilkunde im Roman ausschließlich als Scharlatanerie thematisiert wird. Die amerikanische Elite ist im Roman zwar nicht fehlerfrei, aber den eben erwähnten Personen moralisch haushoch überlegen. Sie genießt gegenüber dem Rest der Bevölkerung, die lediglich eine dienende Funktion hat, große Privilegien, deren Berechtigung nicht Frage gestellt wird.

Der sympathischste Ausländer des Romans ist ausgerechnet ein deutscher Militarist, dessen Geschäftstüchtigkeit zwar sanft lächerlich gemacht wird, der zwar im freundschaftlichen Schachspiel von seinem Freund Duncan Maclain, dem ehemaligen Offizier des Feindes im Ersten Weltkrieg, matt gesetzt wird, der aber doch eindeutig zu den Guten gehört. Versöhnung über die Schützengräben hinweg ist Trumpf. Ein Jahr nach der Hitler-Olympiade ist Nazideutschland reaktionären Amerikanern nicht unbedingt unsympathisch und wird von weiten Teilen der Bevölkerung nicht als Gefahr wahrgenommen. Im Dritten Reich scheint man die Einstellung Kendricks honoriert zu haben, denn (falls Wikipedia recht hat) gerade dieser amerikanische Roman konnte 1940 in Deutschland erscheinen.

In vielen Krimis ist das Verhältnis des großen Privatdetektivs zu der eigentlich zuständigen Polizei nicht unproblematisch. Eine gewisse Kritik an die Strafermittlungen des Staates sind in diesem Format beinahe schon naturgegeben. Kendrick reduziert diese latente Staatsverdrossenheit in The Whistling Hangman auf ein Minimum. Die Staatsdiener informieren zwar den Privatermittler nicht immer zeitnah über ihre Untersuchungsergebnisse, aber sie bewundern seine Kompetenz und ordnen sich ihm willig unter.

Bei so viel Konservativismus ist es nicht weiter verwunderlich, dass Plot und Erzählweise von The Whistling Hangman keine größeren Neuerungen enthalten. Die Morde werden in einem Luxus-hotel in New York City verübt, in dem viele Mitglieder einer etwas seltsamen Großfamilie abgestiegen sind. Da es sich herausstellt, dass das Testament des ermordeten Patriarchen gestohlen worden ist, haben alle potentiell übergangenen Erben ein Mordmotiv - ein klassischer Plot: eine große Anzahl von Verdächtigen versammelt an einem Ort, wobei als Verwirrung ("*red herring*") noch eine Erpressergeschichte draufgesattelt wird. Der Mörder spricht den ersten Satz des Romans und taucht immer wieder in der Handlung auf. Dass er der uneheliche Sohn der Frau des Ermordeten aus einer anderen Beziehung ist, erfährt man zunächst nicht, so dass er nicht zu den Verdächtigen zählt. Dennoch hat der Leser eine Chance, ihm auf die Spur zu kommen: Es ist klar, dass der Mörder sich mit

den räumlichen und organisatorischen Bedingungen des Hotels bestens auskennen muss. Die anderen Personen, auf die das zutrifft, kann man relativ leicht entlasten, so dass schließlich nur noch ein Mann übrig bleibt, der sich dann gerichtsrelevant selbst entlarvt, als er vergeblich versucht, den Bescheid wissenden Detektiv zu ermorden.

Krimis dieser Art haben oft eine Vorliebe für rätselhafte Tötungsarten: In diesem Roman stellt sich die verblüffende Frage, wie man jemanden erhängen kann ohne ihn aufzuhängen und warum der Täter bei der Verübung seines Verbrechens ein Pfeifgeräusch von sich gibt. Wie so oft spielt auch der Zufall im Plot eine gewisse Rolle: Ein Zimmermädchen hat wichtige Beobachtungen gemacht, sie ist gerade dabei, diese mitzuteilen, als sie unterbrochen wird und nicht weiter sprechen kann. Bevor es später aussagen könnte, wird sie ermordet und schweigt für immer. Dass der Täter sie erwischen kann, ist reiner Zufall: Sie versteckt sich just in jenem Zimmer, in dem der Mörder seine Waffe deponiert hat. Auch handeln die Figuren mitunter nicht ihrem Charakter entsprechend, sondern folgen den Geboten des Plots. Das ganze Verwirrspiel mit dem versteckten und verschwundenen Testament ist ziemlich unsinnig. Ein Geschäftsmann wie das Opfer hätte es bei einem Anwalt oder bei einem Notar hinterlegt, wozu er reichlich Zeit gehabt hätte.

Erzählt wird die Handlung oft konservativ, also auktorial, mitunter aber auch personal, so zum Beispiel beim ersten Auftreten des großen Detektivs. Die Perspektive ist hier einer ihn bewundernden Frau. Allerdings lässt der Erzähler keinen Zweifel darüber aufkommen, dass diese Einschätzung voll und ganz gerechtfertigt ist, denn die positive Charakterisierung wird in einem späteren Kapitel auktorial bestätigt, ja überboten. Duncan Maclain ist nicht klein gewachsen und immer gut gekleidet. Seine Bewegungen sind trotz seiner Blindheit sicher. Er ist von Natur aus ein Führer, ein (ehemaliger) Offizier und Gentleman, der im Dienste seines Vaterlandes während des ersten Weltkrieges sein Augenlicht verloren, diese Behinderung aber dann mit ungeheurem Fleiß und Konsequenz besiegt hat. Posttraumatische Verhaltensstörungen weisen, so die in dieser Schärfe wohl nicht ganz intendierte Botschaft, Weicheier mit Charakterschwäche auf: Ein echter Mann wird mit so Kleinigkeit wie ein Weltkrieg oder eine Behinderung wenn auch nicht spielend so doch erfolgreich fertig. Er wird zwar nicht die Kompetenz des großen Detektivs erreichen, der hier als unerreichbares Vorbild dient, aber er kann sich strebend bemühen und in kleinerem Umfang erfolgreich sein.

Die Schwierigkeiten, mit denen sich traumatisierte Veteranen gerade mit kriegsbedingter Behinderung auseinander zu setzen haben, müssen Kendrick wohl bekannt gewesen sein. Sein Interesse an geblendeten Soldaten scheint schon im Ersten Weltkrieg geweckt worden sein. Er erwarb sich so viel Fachwissen auf diesem Gebiet, dass er während des Zweiten Weltkrieges als Lehrer für blinde Kriegsversehrte arbeiten konnte. Man kann deshalb annehmen, dass die Figur Duncan Maclains als Mutmacher gemeint war, wobei allerdings die negativen Aspekte des Behindertendaseins zumindest in The Whistling Hangman völlig ausgeblendet werden. Den Krieg als solchen dem Leser madig zu machen zählt nicht zu den selbstgesetzten Zielen Kendricks.

Der große blinde Ermittler ist also trotz oder vielleicht sogar ein wenig wegen seiner Kriegserfahrung ein echter Mann, dementsprechend wird er nicht auf die Rolle eines "*armchair detective's*" beschränkt. Gerade in Actionszenen kann er sich als Superkrüppel beweisen. Ganz ohne Hilfe geht das allerdings nicht. In den ruhigen Bahnen der Ermittlungen wird er von einem Blindenhund ohne jegliches Aggressionspotential unterstützt, wenn es dann hart auf hart geht, steht ihm ein Kampfhund zur Verfügung. Dieser Vierbeiner hat auch erzähltechnisch durchaus eine Funktion und somit eine Berechtigung: Taucht er auf, so wird erhält der Leser die unmissverständliche Information, dass es für den Helden bald gefährlich werden wird. Allein seine Anwesenheit sorgt für Spannung, und der implizierte Leser stellt sich die bange Frage, ob ein Blinder selbst mit diesem Hund der Gefahr gewachsen sein wird. Natürlich kennt er die Konventionen solcher Krimis und somit die Antwort im Voraus. Spaßeshalber kann er aber dieses Wissen zeitweilig verdrängen. Die Tatsache, dass er nicht genau weiß, wie Duncan den Kopf aus der Schlinge ziehen wird, hilft ihm dabei.

Wenn man nun einige dieser Krimis oder auch andere, in denen Behinderte eine bedeutende positive Rolle spielen, konsumiert, so kann man die heilende Wirkung der Inklusion an sich selbst beobachten. Man bekommt zwar sicherlich keine Lust darauf, blind oder querschnittgelähmt zu werden, aber man gewöhnt sich daran, solche Handicaps als einen Teil der Normalität zu akzeptieren. Berührungsängste werden so vielleicht tatsächlich abgebaut, so dass Krüppel uns ein wenig weniger auf den Keks gehen.